

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 26.

Dienstag, 1. Februar.

1916.

(5. Fortsetzung.)

## Die Halliggräfin.

Roman von Albert Petersen.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist angespannt“, rief Momme in beinahe beschlendem Ton. Er war in diesem Augenblick ganz Dandmann — die Kühe fragten am jungen Gaser, da gab es keine Rücksicht auf Frauengeplauder.

Die Gräfin verabschiedete sich schnell.

Der müde Gaul, mit dem Magd und Pflugjunge getrost zum Melken und zur Meierei fahren mochten, stand ruhig vor dem kleinen Wagen, dessen Bod nur für zwei Personen eingerichtet war.

Karola von Adlersfelde hatte keine Zeit zum Überlegen. Der Koogsinspektor saß schon mit der Reine in der Hand. Momme half ihr auf den freien Sitz und kletterte selbst hinten auf den Wagen, wo er hinter der Sitzlehne stehen mußte.

„Gopphüh, nu gau“, rief der ältere Haring dem Gaul zu, der sich unwillig in Bewegung setzte.

Momme ärgerte sich ein wenig, daß die Fremde die erste Ausfahrt nun gleich mit dem schlechtesten Pferd des Hofes machen mußte, und erklärend sagte er: „Wir nehmen diesen Gaul, weil wir ihn ohne Aufsicht auf der Koppel stehen lassen können.“

Sie neigte den schönen Kopf zu ihm zurück und antwortete lächelnd: „Ich glaub's schon, daß Sie noch andere Pferde haben.“

Er fühlte sich durchschaut und schwieg verlegen. Aber er dachte: warte, es trifft sich vielleicht, daß ich dich mal mit unseren beiden Dreijährigen ausfahre, da sollst du was erleben.

Noch immer sicherte ein feiner durchdringender Sprühregen herab. Der Weg war durchweicht, schwer arbeitete sich die alte Stute durch die flebrige Kleie.

Schweremüthige Stille lag auf dem Land. Schlechtgelaunt stand das Vieh mit gesenkten Köpfen da. Hier und da auf den Fennen schüttelte ein Pferd ärgerlich die nasse Mähne.

Bei einem Sektor hielt der Wagen an. Momme sprang vom Gefährt und öffnete die längliche Pforte. Während dann der Wagen über Mantwurfshügel und durch Pfützen in die Fenne rumpelte, schritt er neben der Stute her.

Die Gräfin beobachtete ihn. Hier ist er in seinem Element, dachte sie, wie sehnig stark, wie königlich stolz er dahergeht.

„Wahrhaftig, die Beester sind drüben im Gaser“, murmelte der Koogsinspektor.

Jetzt sah auch die Gräfin, daß im angrenzenden noch grünen Kornfeld einige Kühe sich gütlich taten.

Am Rande der Fenne vor einem Graben hielt der Wagen. Der Koogsinspektor ließ die Reine fallen und sprang auf den glitschigen Boden.

„Wollen Sie auf dem Wagen bleiben?“ fragte er die Gräfin.

„Wenn ich nicht störe, möchte ich mit.“

Er nickte und half ihr beim Herabsteigen. Momme hatte schon ein am Fennenrand liegendes Brett über den Graben gelegt und war, ohne sich umzusehen, auf dieser schmalen Brücke zum Gaserfeld hinübergereist.

Jetzt hatten auch der Koogsinspektor und die Gräfin das Brett erreicht. Sie zögerte einen Augenblick. Über dieses schmale, naßglatte Ding, dachte sie und warf einen ängstlichen Blick nach dem schmutzigen Grabenwasser.

„Fassen Sie mich fest an“, sagte der Koogsinspektor, und Hand in Hand schritten sie langsam über den unbequemen Pfad.

Auf anderen Ufer hielten sie einen Augenblick an. Warum kimmerte er — er sich gar nicht um mich, durchfuhr es Karola von Adlersfelde-Hallenheim mit aufsteigendem Born. Aber Momme war schon weiter gelaufen.

„Er zertritt doch das Korn“, rief sie.

„Nicht zu ändern, die Beester zertreten und fressen mehr“, antwortete der Koogsinspektor achselzuckend, „schade, wir hätten den Pflugjungen mitnehmen sollen; es wird schwer sein, die Tiere alle zurückzutreiben.“

„Kann ich nicht Pflugjunge spielen?“ fragte sie da schnell.

Der Koogsinspektor sah sie überrascht an. Dann lachte er fröhlich.

„Was ist meine Aufgabe?“ fragte sie ernst, als hätte sie eine große Verantwortung auf sich genommen.

„Hier bleiben und mit Gopp und Hüh die Tiere, die wir hierher treiben, verhindern, daß sie seitlich wieder umkehren.“

Eifrig faßte sie Posten.

„Sie können sich darauf verlassen, ich wasse auf.“

Der ältere Haring folgte seinem Sohn. Sie beschrieb einen großen Bogen, um in den Rücken der noch arglos schmausenden Tiere zu kommen.

Die Gräfin beobachtete die Männer. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blühten, das Erlebnis schien ihr mächtigen Spaß zu bereiten.

Jetzt hatten die Männer ihre Umgehung beendet und schreckten die Tiere mit lautem Händeklatschen auf.

Erst langsam, dann, als die Männer rufend und anrutschend näher kamen, immer schneller liefen die jungen Tiere in unbeholfenen Sätzen durch das Korn.

Da versuchte die eine Kuh nach der Seite hin zurückzukehren, lief in langen Sprüngen an den Männern vorbei. Momme hinterher. Eine wilde Jagd, bis er sie überholt und zum Umkehren gezwungen hatte.

Mit Spannung hatte Gräfin Karola die Szene verfolgt. Immer näher kamen jetzt die Tiere. Dann und wann blieb eine Kuh stehen, schien Lust zu verspüren, weiter dem jungen Gaser zuzusprechen, doch das Nahen der folgenden Männer zwang sie zum Weitergehen.

Die vorderste Kuh hatte den Grabenrand erreicht, blickte unmutig zur Grasfenne hinüber, lungernd zum Gaserfeld zurück. Und jetzt, als wäre die Versuchung doch zu groß, tat sie einen mächtigen Sprung und rannte an der Gräfin vorbei zurück. Aber Momme setzte ihr nach und trieb sie zurück.

Karola nagte ärgerlich an ihrer Unterlippe. Nun habe ich doch nicht aufgepaßt, dachte sie, aber das nächste mal — und wann mich solch Tier umrennt —

Brüllend standen die Tiere am Grabenrand.

„Da ist eine leichte Stelle“, rief Momme mit ausgestrecktem Arm nach einem Punkt zeigend, „gehen Sie auch langsam vor.“

Und die Gräfin gehorchte. „Gopp“ und „Güh“ rufend schritt sie langsam am Grabenrand weiter.

Da aber — eine Kuh wandte sich plötzlich um, wollte in langen Säen an ihr vorbei. Hastig wollte die Gräfin das Tier verfolgen, glitt am glitschigen Grabenrand aus — das Wasser plumpfte auf.

In dem nächsten Augenblick war Momme in den Graben hinabgesprungen, hatte sie gefaßt, der Roogsinspektor eilte zur Stelle, Momme reichte ihm die ausgeglittene Hinauf und arbeitete sich dann selbst heraus.

„Haben Sie sich verletzt?“ fragte er besorgt.

Gräfin Karola schüttelte den Kopf, doch als der Roogsinspektor sie leicht losließ, fühlte sie beim Auftreten einen stechenden Schmerz im Fußgelenk. Doch sie bezwang sich, so daß die Männer nichts bemerkten.

Die eine Kuh hatte inzwischen wieder das Weiße gesucht, während die anderen ergebungs- und mit gesenkten Köpfen am Grabenrand warteten, wohin man sie treiben würde.

Da die Gräfin scheinbar ruhig dastand, führten die Männer die Tiere zu der leichtesten Stelle und trieben sie zur Fenne zurück.

„Vater, es ist besser, du fährst mit der Dame zum Hof, und ich treibe auch die da drüben noch aus dem Gajer.“

Der Roogsinspektor willigte ein und führte die Gräfin über das Brett zum Wagen, vor dem die alte Stute stumpfsinnig und reglos wartete.

Momme war schon wieder hinter dem Ausreißer her, hatte ihn bald eingeholt, zurückgetrieben. Und da der Wagen auf der holprigen, durchweichten Fenne nur sehr langsam vorwärts kam, hatte Momme die Fahrenden schon am Sedor eingeholt.

Als der Wagen auf dem Wege hielt, nahm er seinen Stehplatz wieder ein, und die Stute erlaubte sich nach der langen Ruhe sogar einen gelinden Trab.

„Sind Sie sehr naß?“ fragte Momme.

„Sie müssen auf dem Hof Kleider wechseln“, sagte der Roogsinspektor bestimmt.

Momme dachte, es wäre das Beste, sie würde gleich nach dem Krug fahren, aber es hätte ja den Anschein erwecken könne, als wollte man sie nur los sein.

Die Gräfin nickte nur.

Die alte Stute war durch Zurufe und leichte Peitschenhiebe wohlwollend dazu bewogen worden, ihren „Fudelstrab“ beizubehalten, und bald ratterte der Wagen über die Warfbrücke.

Frau Harrig hatte ein wenig „Toilette gemacht“ und empfing schmunzelnd und sauber die Ankommenden an der Straßentür.

„War wohl eine recht nasse Fahrt — schnell herein; das Abendessen steht schon bereit.“

Aber der Entenbraten wurde kalt, und die Sauce überzog sich — wie ein Marschgraben zur Frostzeit — mit dickem Schlicht.

Denn kaum hatte die Gräfin den Fuß auf den Erdboden gesetzt, da schrie sie vor Schmerz auf, wankte und wäre wohl hingefallen, wenn Momme sie nicht aufgefangen hätte.

„Sie werden sich bei dem Grabensturz verletzt haben“, sagte der Roogsinspektor besorgt.

Momme trug die Gräfin auf starken Armen in die Bohnstube, sie hatte den Kopf wie ein Kind an seine Schulter geschniegt, und auf ihren schmerzverfüllten Bürgen gewann ein leises Lächeln das Übergewicht.

Sorgsam, vorsichtig, ließ Momme die Gräfin in einen der großen Armstühle sinken, während der Roogsinspektor ihr einen mit Schaffell überzogenen Schemel unter die Füße schob.

„Fahre nach Breddro zum Arzt, Momme.“

Vielleicht war's doch nur 'ne Verstauchung, die man mit Jodpinseln und Ruhe wieder vertreibt. Und sonst war sein Vater doch nicht gleich so ängstlich. Aber natürlich — 'ne Gräfin! Und es huschte wieder etwas wie Geringschätzung über sein Gesicht. Alle Wetter, so zimperlich hätte Petrea sich nicht angestellt. Wäre auch nichts für eine Bauersfrau.

Und mit dem Gedanken bei Petrea spannte er die beiden dreijährigen Füchse an und fuhr davon.

Die Tiere waren noch nicht lange vor dem Wagen gegangen und hatten in der faulen Zeit nach dem Pflügen allzuviel Zeit gehabt, übermütig zu werden. Und scheu waren sie. Vor jedem Gedröhl stuhnten sie. Jedes mal, wenn von den Leuchttürmen der Inseln her ein sekundenschnelles Aufblitzen durch die graue Nebel- und Regenwolke des regnerischen Abends drang, warfen die Füchse die stolzen Köpfe zurück, daß die langen, vollen, weißgelben Mähnen flatterten. Bei jedem Aufschrei eines Kiebitzes oder Brachvogels wippten sie nervös die Ohren.

Momme aber bereitete das Fahren mit den mutigen, feurigen Tieren geradezu Genuß. Er wußte, daß er sie in jedem Augenblick aufmerksam überwachen mußte, aber in ihm war das stolze Gefühl des Starken, des Siegreichen, und fest hielt keine Linde die Leine, die immer wieder den ruhelosen Kopfbewegungen der Pferde nachgeben wollte.

Wenn Momme die Verletzung der Gräfin auch für geringfügig hielt, glaubte er doch so schnell wie möglich den Arzt holen zu müssen, und daher ließ er sich nicht erst Zeit, vor Thorsens Haus zu halten. Mit einem forschenden Blick, ob er die Geliebte im Innern des Geseethofes entdecken könnte, fuhr er vorbei.

Die gelbroten Petroleumlichter des Fledens schimmerten zitternd durch den Nebel.

Mit hartem Hufschlag, daß von den Steinen die Funken flogen, trabten die Füchse über das holprige Pflaster der engen Straßen. Bellend liefen die Gassenkötter hinter dem Wagen her, sprangen vor den Pfenden auf, so daß die Füchse mit zitternden Rüstern, zergeraden Ohren und zurückgeworfenen Köpfen nur widerwillig der stramm und straff geführten Leine folgten. Jetzt hielt der Wagen vor Dr. Magnussens Haus. Da die Pferde sich noch immer nicht beruhigen wollten, konnte Momme den Wagen nicht verlassen und wartete, bis ein Knabe flötend daher kam.

„Zung“, sag' dem Doktor Bescheid, er möchte sogleich mit nach'm Roog kommen.“

Der Knabe lief ins Haus, kam gleich wieder zurück und sagte: „Der Doktor kommt.“

Und Dr. Magnussen trat in dickem Rock und tiefgezogener Schirmmütze aus dem Hause.

„Abend, Harrig, na, schwerer Fall?“

„Wohl 'n Fall, aber ich glaube, 'n leichter. Vielleicht Fußverstauchung, doch — es ist 'ne Gräfin.“

„Nanu“, lachte der Arzt, „wie kommt die in unsere Gegend?“

Und er stieg auf den Wagen. Dr. Magnussen war ein echter Sohn der Küste. Ein hoher, breiter Körper, von der Natur wohl zu harter Bauernarbeit bestimmt und nun reichlich beleibt. Ein stolzer Kopf, graumeliertes blonder Vollbart, graue Augen.

„Gräfin“, dachte er belustigt, während er sich's im Wagenpolster bequem machte und ihm fiel eine Episode seiner Studentenzeit ein. In Heidelberg war's gewesen, da hatte so'n Graf — Comte Bantard — ein Ausländer, höhnisch gemeint, man spräche in wissenschaftlichen Kreisen wohl von einer Krankheit — nordfriesischem Idiotismus. Mit einem Satz war Magnussen vor dem Grafen gewesen, rechts, links sahen dem die Ohrseigen im Gesicht. Die Folge — Säbelstiche sine-sine. Noch heute glühte in Magnussens Gesicht zwischen Nase und Auge zur Wange hinab die rote Narbe. Aber den groben Comte hatte er „zugebeckt“, daß der einige Monate nachdem er zusammengeklappt war, noch im Krankenhaus weilen mußte.

Die Fische hatten sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, und wenn Dr. Magnussen auch bemerkte, daß die Tiere nervös waren, und er deshalb mit dem Lenker kein Gespräch anknüpfte, ging die Rückfahrt doch ohne Zwischenfall von statten. (Fortsetzung folgt.)

## Der babylonische Kriegsschauplatz.

In den türkischen Kriegsberichten spielt die Front in Mesopotamien, an der sich gerade in letzter Zeit bekanntlich wichtige Ereignisse abgespielt haben, eine immer bedeutsamere Rolle. Kräftester Kulturboden ist es, von dem die tapferen türkischen Truppen die Eindringlinge verjagen. Aber wenig erinnert heute noch daran, daß in diesem Lande die ersten Grundlagen der Kultur gelegt wurden, daß jahrhundertlang hier die mohammedanische Welt ihren Mittelpunkt besaß, daß hier die Märchen von „Tausendundeine Nacht“ ihren Ursprung und Schauplatz hatten. Die Keilschrift, der Kalender mit sieben Wochentagen, deren jeder zwölf Doppelstunden umfaßte, wurden am Euphrat und Tigris erfunden. 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung war in Babylon von den Summern bereits eine großartige Kultur mit Städten, Ackerbau und Handel entwickelt; das Wasser der beiden riesigen Ströme, die oft ihren Lauf veränderten, wurde durch ein bis ins Feinste ausgebautes Kanalsystem der Landwirtschaft und dem Verkehr dienstbar gemacht, der schlammige Torboden zu Ziegelsteinen verwandelt, die einer hochentwickelten Baukunst als Material dienten. Die vorläufig letzte Blüte erlebte Babylon (von 750 an) unter der Herrschaft der Assyrien, die Bagdad gründeten. Der Name dieser Stadt ist mehr als der jeder anderen des Orients in Deutschland bekannt, weil er bei uns sofort die Vorstellung einer mit deutschem Kapital und von deutschen Ingenieuren gebauten Eisenbahnverbindung erweckt, an die die größten Hoffnungen geknüpft werden. Auf ihr beruht zu einem wesentlichen Teile das wichtigste Problem der nächsten Zukunft: der wirtschaftliche Zusammenschluß, den man kurz mit dem Schlagwort „Von Berlin bis Bagdad“ (oder richtiger „Von Hamburg bis zum Persischen Golf“) kennzeichnet. Die Bagdadbahn ist das letzte Glied einer Landverbindung Mitteleuropas mit Südasien (Indien), sie hat aber auch den Zweck, der Erschließung und Neukultivierung Mesopotamiens zu dienen.

Durchbar freilich hat das gesamte Wirtschaftsgebiet Mesopotamiens unter der Unsicherheit der letzten Jahrzehnte gelitten. Ungebaute Strecken, die früher angebaut waren, liegen seit langer Zeit völlig brach, können aber durch künstliche Verrieselungsanlagen landwirtschaftlicher Kultur wieder dienstbar gemacht werden. Allerdings müssen sie auch vor den Einfällen der Nomaden geschützt werden, und es bleibt immerhin fraglich, ob es je gelingen wird, diese Wanderstämme festhaft zu machen. Wo der Boden regelrecht angebaut wird — das ist vorläufig leider an wenigen Stellen der Fall —, da tritt seine Fruchtbarkeit in ganz erstaunlicher Weise hervor. Im Winter gedeihen vorzugsweise Weizen, Gerste und Hirse, Bohnen und Tabak; ist das im Frühjahr eingebracht, sät der Bauer auf dem gleichen Stück Land Reis, Baumwolle und Mais, die im Herbst geerntet werden. Außerdem sind größere Teile desselben Bodens mit Dattelpalmen, Obstbäumen und Oliven bepflanzt. Regnet es im Winter außerordentlich reichlich, dann streut man auf weiten Strecken, die von den heutigen Kanälen nicht mehr bewässert werden können, Gerste aus, die dann noch eine besondere Ernte einbringt. In dem langen Sommer herrscht eine Dürre und eine fast völlige Trockenheit, so daß alle Kräuter und Gräser, die nicht dicht am Wasserlaufe wachsen und nicht von Vieh und Gnußvögeln verzehrt sind, ganz verdorren. Bis ins Feinste muß also der Ausbau von Kanälen mit Stauwerken erfolgen, um das Wasser aus den beiden Strömen, die im Frühjahr 4 bis 6 Meter ansteigen, in kleinen und immer kleineren Gräben überall hinzuleiten und festzuhalten. Jetzt bestehen riesige Gebiete nur aus Steppen und Sümpfen, auch dort, wo gewaltige Ruinenfelder von einstiger Kultur sprechen, etwa bei Babylon und Mesiphon, der Stätte der großen Niederlage der Engländer im September 1915. Das vielgenannte Städtchen Kut-el-Amara liegt an der Abzweigung des Euphrats vom Tigris; es hat etwa 5000 meist kurdische, wegen ihrer Diebereien berüchtigte Einwohner. Flußaufwärts am fieberreichen Palmendorfe Garne stieß der fagenhafte paradiesische Baum der Erkenntnis, eine schöne Magie. Bis vor einigen Jahren bewässigten sich hier Euphrat

und Tigris; 1908 verlegte aber der Euphrat einen Teil seines Flußbettes, so daß er jetzt erst etwas oberhalb Basras mit dem Tigris zusammenkommt. Diese Stadt ist der Seehafen Mesopotamiens und der Ausgangspunkt der Flußschiffahrt nach Bagdad. Hier an den Ufern des Schatt-el-Arab ist das Land wahrhaft paradiesisch. Palmenhaine, Obstbaumpflanzungen und Kornfelder liefern märchenhafte Erträge, die zehn Millionen Palmen allein alljährlich etwa 85 000 Tonnen Datteln im Werte von rund 10 Millionen Mark. Die Dattel ist der Hauptausfuhrartikel, daneben Wolle und Korn (für 25 Millionen Mark), Sesam, Hüte und Pferde. Der größte Teil des Grundbesitzes im Mündungslande liegt in den Händen einer einzigen Familie. . . . Gelb ist bis jetzt die ausdrücklich vorherrschende Farbe Mesopotamiens. Wir dürfen die sichere Erwartung hegen, daß deutsche Kulturpioniere bald recht viel Grün in das Bild hineinbringen werden. (Fg.)

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Die überlisteten Japs. In Jena — wenigstens erzählt man sich das Geschichtchen dort so — besuchten, so schreibt uns ein Mitarbeiter, zwei höhere Vertreter der japanischen Regierung, natürlich vor Kriegsausbruch, die weltbekannten Zeisswerke. Für alles hatten die Herren lebhaftes Interesse, sie ließen sich jede Kleinigkeit zeigen, aber das Betrachten allein schien ihnen nicht zu genügen, da sie, wie ein Angestellter der Werke bemerkte, unter ihrer Kleidung photographische Apparate verborgen trugen und alles besonders Beachtenswerthe verstohlen aufnahmen. Der Mann machte von seiner Wahrnehmung einem höheren Geschäftsleiter Mitteilung, und der übernahm daraufhin die Führung der Fremdlinge und zeigte ihnen beinahe alles noch genauer, als es sein Vorgänger getan. Endlich war die ganze Fabrik durchschritten, und man war vor einer Tür, die schon durch ihre Aufschrift verriet, daß sie den Raum für die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen verschloß, angelangt. Hier nun wollten die Japaner natürlich unter tausend liebenswürdigen Worten des Dankes, da sie genügend gesehen und die Befichtigung all des vielen Hochinteressanten sie ermüdet habe, sich von ihrem Begleiter verabschieden. Aber der ließ nicht locker und nötigte so schön und blumenreich, wie es eigentlich nur in der Heimat der Besucher üblich ist, zum Eintritt in den verschlossenen Raum. Und da nun die schon an und für sich schier unübersteigliche Einladung durch das wohl zufällige Erscheinen mehrerer ausgefuchter kräftiger Angestellter der Werke gewissermaßen unterstützt wurde, blieb den beiden nichts übrig, als ihr Folge zu leisten. In der Kammer nun setzte der Führer, natürlich nur, um besser erklären zu können, alle Röntgenapparate in Tätigkeit, richtete die Strahlen auf sich und seine Begleiter, verdaß dadurch deren photographische Platten, da Röntgenstrahlen diese Wirkung haben, vollständig und entließ dann lächelnd, aber äußerst liebenswürdig die bitter enttäuschten Besucher. (Fg.)

Zur Geschichte des französischen Stahlhelms. Die moderne Kriegsführung hat nicht nur die neuesten Waffen und Kampfmittel bedungen, sondern auch mancherlei Ausrüstung zu erneuter Bedeutung gebracht, das bereits als altmodisch und längst abgetan erschienen war. Besonders die Reihe der im Weltkriege in Verwendung stehenden Verteidigungs- und Schutzmittel weist eine Anzahl von Kriegswerkzeugen auf, dessen Herkunft bis auf die Zeit des Mittelalters, ja selbst der klassischen Römer und Griechen zurückgeht. Hierher gehören die Panzerschilde, die vor den Marschbewehrungen aufgestellt werden, die Brustplatten, die französischen Kürassierpanzer und — als die gebräuchlichste Neuerfindung in der französischen Armee — der horizontale Stahlhelm der französischen Infanteristen, dessen abgerundete Form die Projektilen, wenn nicht aufhalten, so doch in günstigen Fällen seitwärts abgleiten soll. Eine Zusammenstellung der interessantesten Daten über den modernen französischen Stahlhelm findet sich im „Bulletin des Armées“. Der Helm, der 1½ Kilogramm wiegt, besteht im wesentlichen in der Kopfform aus Aluminium, die mit Tuch und Schaafleder gefüttert ist, aus dem stählernen Überzug und dem Kinnband aus Ziegenhaut. Zur Herstellung des Helmes werden 52 verschiedene Werkzeuge gebraucht, die einzelnen Teile werden in zwei Größen verfertigt, damit das

Helme jedermann papien. Es waren zahlreiche Werkstätten eingerichtet, die Arbeit wird zum Teile von Frauen besorgt. Die Tagesproduktion soll sich neuerdings auf 60 000 Stück belaufen. Bisher wurden 3 600 000 dieser Stahlhelme fertiggestellt. Jeder Helm wird besonders verfertigt, und dann werden die einzelnen Teile zusammenge stellt. Wenn der Helm auf diese Weise seine endgültige Ge stalt erhalten hat, wird er in die Bemalungswerkstätten ge schickt, wo man ihn mit graublauer Farbe anstreicht. Der Anstrich wird in einer Temperatur von 135° innerhalb drei Stunden gehärtet und getrocknet. Bei der bisherigen Her stellung von 3 600 000 Stahlhelmen wurden 3 600 000 Kilo gramm Stahl verbraucht, 3600 Kilogramm Aluminium, 50 000 Kilogramm Farbstoff, 72 000 Ziegenhäute, 800 000 Schaf häute, 300 000 Meter Stoff, 400 000 Kilogramm Papier zur Verpackung. Wenn man die 3 600 000 Stahlhelme in eine Reihe legen könnte, fügt der „Temps“ hinzu, würden sie eine Linie von 1100 Kilometer bedecken, was ungefähr einer Linie quer durch Frankreich von Calais nach Marseille ent spräche. Das Leder würde in Streifen geschnitten, angeinge bunden ein Lederseil darstellen, das — wie der „Temps“ mit einem Stoßseilzer bemerkt, von Paris nach Berlin und wieder zurück reichen würde. Zur Verwendung der Helme an die Front waren 76 000 Kisten erforderlich. Wenn diese Kisten aufeinandergestellt würden, müßte ihre Höhe der des Eiffelturms gleichkommen. . . Diese Ausführungen sind ebenso stolz wie interessant. Nur schade für die Franzosen, daß selbst der so ausführlich geschilderte Aufwand nicht um stande ist, die Erfolge der Deutschen, die sich ohne diese wunderbaren Stahlhelme behelfen müssen, zu verringern.

✱

Die Friedrich der Große dem Butter- und Eiermangel abhalf. In diesen Tagen, da Butter und Eier im Preise so außerordentlich gestiegen, ja selbst für lautes Geld oft nicht zu bekommen sind, lesen wir mit besonderem Interesse, wie der alte Friedrich das Butter- und Eierproblem zu lösen suchte. Für die damals schnell anwachsende Bevölkerung Berlins konnte die Mark Brandenburg selbst nicht genügend Schlachtvieh, Butter und Eier liefern; Vieh wurde aus Polen, Butter aus Sachsen und Holstein bezogen. Damit das Geld mehr im Lande blieb, wurden die Schlächter vom König aufmerksam gemacht, es sei für sie vorteilhaft, wenn sie das Schlachtvieh durch Aufkäufer in Pommern an Ort und Stelle erhandeln ließen. Holländische Kommissen ließ der König auf Staatskosten kommen, damit sie die Milchwirtschaft mehr und mehr einführen und bekannt machen. Auf dem Domänenamt Königsforst wurde Unterricht erteilt; an den kurmärkischen Provinzialminister erging die Verfügung, der Inspektur solle den Leuten zeigen, „wie die Gefäße und Maschinen zum Buttermachen beschaffen sein und wie solche propre ge schaffen werden müssen, und wie die Butter gemacht wird, sich besser hält und nicht so leicht verdirbt wie die jetzige; das macht, weil die Butter nicht reinlich genug ausgewaschen wird und die Gefäße und Maschinen nicht recht propre ge halten werden.“ An diesem einen Beispiel sieht man, wie Friedrich der Große bei seinen großartigen Bemühungen um die innere Kolonisation auch die geringsten Kleinigkeiten nicht außer acht ließ. Daß er Erfolg hatte, beweist die Tatsache, daß die Mark immer leistungsfähiger in der Butterlieferung wurde; im Jahre 1775 wurden für 257 063 Taler, im Jahre 1780 dagegen nur noch für 148 000 Taler Butter in das Land eingeführt. Ähnlich erging es mit dem Eiermarkt. 1780 ließ der König eine Zählung der Hühner in der Mark vor nehmen; sie ergab einen Bestand von 324 175. Um den Be darf voll zu decken, fehlten 36 300 Stück. Da meinte der alte Friedrich: „Was will es sagen, wenn jeder Bauer auf dem Lande 10 bis 12 Hühner mehr hält? Das Futter kostet ja da nicht viel, und überdem finden die Hühner ihr Fressen meistens in dem Stroh und Mist auf den Höfen.“ Er erließ ein Einfuhrverbot für fremde Eier, wodurch der Markpreis in die Höhe ging. Als die Minister mit ihren Bedenken nicht zu rückhielten, der Bedarf werde sich jetzt nicht decken lassen, erklärte ihnen der König: „Es ist nur der Fehler des Pächters und Bauern, daß sie sich nicht darauf legen. 42 Jahre habe ich darauf gearbeitet, um solches einzuführen. Wenn die Herrn Minister Eier essen wollen, so geben sie sich mehr Mühe mit die Kammern, solches zu bewirken, das Verbot bleibt vor ausländische Eier vor wie nach.“ Nur auf ein

halbes Jahr wurde später das Einfuhrverbot außer Kraft ge setzt, um dem 1780 eingerichteten Rottenerhandel mit Eiern, Butter und Käse eine Frist zur Entwicklung zu gönnen.

Die slavischen Ortsnamen in der Mark Brandenburg. In dieser Zeit der Verdeutschung alles Fremdländischen erscheint von Interesse, den slavischen Einfluß in einer Provinz Norddeutschlands — der Mark Brandenburg — zu betrachten, der sich in Fluß-, Gewässer- und Personennamen, vor allem aber in Ortsnamen äußert, die uns durch die Gewohnheit der Zeit zur Selbstverständlichkeit wurden, in Wahrheit aber durchaus fremdsprachig, nämlich slavisch, sind. Die sprachlichen Grenzgebiete waren, wie die Staaten selbst, im Laufe der Geschichte den verschiedensten Veränderungen und Verschiebungen unterworfen. Vor Beginn der Völkerwanderung wurde die heutige Mark Brandenburg von einem deutschen Stamm, den Semnonen, bewohnt. Doch wanderten diese später nach Süddeutschland weiter, und an ihrer Stelle kamen in das von nur wenigen zurückgebliebenen Semnonen bewohnte Land slavische Stämme, deren Sprache, das Wendische, von den Resten der deutschen Bevölkerung übernommen wurde. Im 12. Jahrhundert, als Brandenburg wieder deutsch wurde, hat sich das Slavische als gebräuchlicher Sprachdialekt nur im Spreewald erhalten, doch im ganzen Brandenburgischen sind — wie Dr. Gustav Reutter in einer Untersuchung über das Slavische in Brandenburg im nächsten Hefte der „Grenzboten“ ausführt — eine große Zahl von slavischen Bezeichnungen und ganz besonders von slavischen Ortsnamen geblieben. Was zunächst den alten Namen Brandenburg anbelangt, so wird dieser gewöhnlich von einem slavischen Worte Brennabor oder Brennaburg abgeleitet. Es ist fraglich, ob dies zutrifft, da eben Brandenburg ein auch sonst in Deutschland nicht ungewöhnlicher Ortsname ist und eine Ansiedlung auf einer durch Ausbrennen des Waldes erzeugten Lichtung bedeutet. Slavisch würde branj Kampf und bor Fichtenwald bedeuten; also ein Wald, um dessen Besitz gekämpft wird. Die heutige Hauptstadt Brandenburgs, Berlin, hat dagegen ganz unbestritten einen slavischen Namen; jedoch ist man über seine Herleitung noch nicht ganz einig. Nach der Ortlichkeit lag hier zunächst auf der Spreeinsel ein slavisches Fischerdorf auf einem aus Wasser und Sumpf sich erhebenden Hügel, das den Namen Rölln führte. Rölln (älteste deutsche Form Roine) bezeichnet einen solchen Hügel. Gegenüber jenem Fischerdorf wurde dann eine südliche, deutsche Ansiedlung errichtet, die man nach irgend einem slavischen Ortlichkeitsnamen Berlin nannte. Man wird den Namen so deuten, daß er sich der Ortlichkeit anpaßt. Da ist nun zu beobachten, daß Rölln am Wasser lag und daß demgemäß die gegenüberliegende Ortlichkeit wohl einen Namen gehabt haben dürfte, der damit zusammenstimmt. Am Wasser nun aber wachsen Weiden, die brebina oder werba genannt werden. Von brebina kommen Namen wie Breddin und Bredow, von der Form werba: Werben, Werbig, Werbellinsee, Fehrbellin und Land Berlin. So wird Berlin aus werbelina (Weidenland) verkürzt sein. Mit Vor liebe nannten die alten Einwohner Brandenbours ihre Wohnstätten nach den dort wachsenden Bäumen. Hier ist zunächst die Linde zu nennen, die Lipa hieß. Orte wie Liepe, Liebenow, Liebenwalde zeugen hierfür. Ebenso hat auch die Buche (buche) ihren Namen für viele Orte hergegeben, wie Budow und Budau. Budowina, der Buchenwald, heißt das bekannte osterreichische Areal, wie auch ein Ort (Budowien) bei Berlin. Dub heißt die Eiche; davon der Dübrow hinter Köpenick und der Ort Dubrawe. Der Ort Brsch mag von Birke (beresja) herkommen. Auch olcha (Erle), bus (schwarzer Holunder), topol (Pappel), jablotaj (Apfelbaum) und viele andere slavischen Pflanzennamen haben den Stamm für Ortsnamen in Brandenburgischen abgegeben. Von lug, Wiese, leiten sich Luch (Moos) und dessen viele Zusammenfügungen ab, z. B. Luchan, Luchwalde. Dobrilug (mit dobrü, gut zusammengekehrt), heißt gute Wiese. Eines der verbreitetsten Tiere im Brandenburgischen war der Biber (holr); davon Namen wie Borerow und Boberberg. Besonders kennzeichnend für Brandenburg ist das viele Wasser. Von esero (tschechisch: jezero) See kommt Jeserig; von rsla, Fluß, Redow. Dhtroff, Insel, hat viele Namen abgegeben, wie Ostrow, Ostro. Werch heißt Hügel; davon Werich, Werchow, Werchow, Fersch. Ein Dorf heißt Belo; davon Namen wie Seelow und Sellu. Verdam ist ein Name, dessen Bedeutung viel umstritten worden ist; wahrscheinlich kommt es von pod, unter, und gupa, Tenne (Mörser). Es würde dann also Ort unter den Tennen bedeuten, vielleicht brachte man das Getreide aus den Ortschaften der Insel Verdam dorthin zum Ausdreschen. Viele Ortsnamen sind im wesentlichen Eigen schaftsworte. Manche davon wurden schon an einer passenden Stelle erwähnt. Hier ist etwa noch folgendes nachzutragen. Dobril heißt gut, davon kommen Dobril und Döberitz. Von lupo, lieb, kommen Lübben, Lübbenau, Lubow, Lübe. Nur in den wenigsten Fällen läßt sich mit vollster Bestimmtheit die Bedeutung dieser Namen als unumstößlich hinstellen. Viele Ortsnamen sind auch deutsch und slavisch gemischt. In allen genannten Fällen ist aber zumindest eine slavische Einwirkung festzustellen.